Willi.

Von F. v. Kapff-Essenther.

„Nun und — ein hübsches Kind ist er doch auch," meinte Willi's Vater auf den Kleinen weisend.

„O, ein allerliebster kleiner Bursche," bestätigte Gustav, des Kindes Onkel, „sieh doch nur, Sophie."

Sophie, eine hübsche junge, sehr sorgfältig gekleidete Dame, sah ziemlich kühl nach dem kleinen Jungen hin, den man ihr durchaus als Pflegekind aufbürden wollte. —

Willi stand mit offenem Munde da und sagte kein Sterbenswörtchen. — Es war auch in letzter Zeit zu bunt hergegangen in seinem kleinen Leben — sein winziger Verstand blieb ihm stille stehen. — Erst hatte die Mama so lange, lange krank zu Bette gelegen, dann hatte man sie ganz und gar fortgetragen und Willi darauf zu seiner Amme aufs Land gebracht. — Da kam wieder Papa ganz plötzlich, um Willi zu holen. Man gab ihm seinen Sonntagsanzug und brachte ihn zur Eisenbahn. — Bevor sich Willi von seinem Erstaunen über diese ihm bisher unbekannte Einrichtung erholt hatte, waren sie in einer fremden Stadt angekommen und der Kleine wurde zu einem, ihm ebenfalls fremden Onkel, zu einer ganz neuen Tante geführt, von denen man vorher garnichts gehört hatte. — Uebrigens wäre Willi gewiß bald zu sich gekommen und hätte begonnen, mit den hübschen glänzenden Sachen zu spielen, die in der Stube herumstanden, aber man sprach immerfort von ihm und doch nicht mit ihm—man sah ihn an, um sich doch eigentlich nicht um ihn zu kümmern und diese sonderbare Erscheinung bannte ihn fest. Das Komische bei der Sache war, daß Papa — er war streng, finster und Willi fürchtete ihn — in bittender, verlegener Haltung dastand.

„Ich kann das vierjährige Wurm doch nicht mit mir über's Meer nehmen," sagte er, „und da Ihr keine Kinder habt — so dachte ich mir — es ist mir doch schwer, das Kind in fremden Händen zu lassen, wenn ich so ferne bin. Ich hoffte bestimmt—Ihr nehmt es—es ist ja ganz gesund, hübsch und wohlgerathen". —

„Ein netter kleiner Kerl," meinte Gustav, „ich dächte, Sophie — es wäre eine angenehme Zerstreuung für Dich."—

Sophie hatte sich bisher ablehnend gegen das Projekt verhalten. Sie war seit fünf Jahren verheirathet und kinderlos. Ihre Verhältnisse waren geregelt; die junge Frau konnte sich putzen, ihre Hände pflegen, Klavier spielen und Romane lesen—dennoch fühlte sie häufig eine gewisse Leere. Sie dachte es sich sehr hübsch, von einem hübschen, zierlich geputzten Kinde umhüpft zu werden. Es sollte am liebsten ein Mädchen sein, die kann man mannigfaltiger und koketter kleiden. Ihre Freundinnen und Cousinen hatten Kinder, hübsche Kinder sogar und sie nicht. Das war ärgerlich. Bisweilen dachte sie an ein hübsches Hündchen mit weißen Seidenhaar und einer blauen Schleife um den Hals. Aber an ein fremdes Kind hatte sie nicht gedacht.

Sie theilte die Meinung jener Engländerin: für Kinder und Zahnbürsten gilt das Gleiche, man hat am liebsten die eigenen. Und nun stand dieser kleine Bengel da, dicht vor ihr; man muthet ihr zu, ihm eine Mutter zu werden. Anfangs hatte sie das Kind nur flüchtig angesehen, verdrießlich über die Zumuthung, wie sie war. Jetzt, da Gustav und sein Bruder Wilhelm den Knaben lobten, glitt ihr Blick über die kleine, unbeholfene Gestalt. Es war wirklich ein hübsches Kind — blond, rosig, pausbäckig mit kleinem purpurrothen Mündchen und hellen blauen Augen. Wenn der Knabe anstatt des bäuerlichen Lodenanzuges eine blaue Sammtjacke tragen, wenn das kurz geschorene Haar nachgewachsen und altdeutsch gescheitelt sein wird, mag er allerliebst aussehen. Und Sophie stellt es sich hübsch vor, mit der kleinen Pagenfigur an der Hand spazieren zu gehen, sich auf Befragen wegen ihrer Menschenliebe bewundern zu lassen. Eine mutterlose Waise — welch' ein Glück für das arme Geschöpf, in so gute Hände gekommen zu sein. „Er ist wirklich recht niedlich," sagte Sophie, „da Gustav einverstanden ist, lieber Schwager, so wollen wir den Knaben behalten." Schon am folgenden Tage reiste Wilhelm, der Vater, nach Hamburg ab, sein Kind beruhigt im Hause des Bruders zurücklassend. Er hatte einen mäßigen, doch völlig ausreichenden Pensionsbetrag erlegt und eine größere Summe, um das Kind neu auszustatten. Sophie konnte dem Knaben also gleich am ersten Tage modische Kleider kaufen ohne aus Eigenem mehr zu verausgaben, als ihre Mühe. Sie ging mit Freuden an die Einkäufe und gefiel sich überhaupt in der Mutterrolle, nur verdroß es sie, daß der kleine Willi nicht reden wollte. Verschüchtert, mit groß aufgerissenen Augen, stumm wie ein Fisch, drückte er sich in den Ecken herum. Und Sophie wollte so gerne drollige Kinderworte von ihm hören. Gustav vertröstete sie; der Kleine würde schon aufthauen. Und wirklich, schon am folgenden Tage kam Willi die Sprache wieder, aber ach, eine Sprache, die zu dem neuen blauen Sammtkleidchen sehr wenig paßte — eine Sprache, welche die elegante Sophie mit Entsetzen erfüllte. Willi hatte sich nämlich den ländlichen Jargon seiner Amme angeeignet, er sagte „Jo" statt „Ja" — „No" statt „Nein" u. s. w., und das erste drollige Kinderwort, welches er vernehmen ließ, war das Kosewort „Mistvieh", womit er sein neues elegantes Schaukelpferd bedachte. — Je munterer und lustiger er wurde, desto urwüchsiger wurden seine Ausdrücke. Sophie war ganz außer sich, das Kind machte sie „nervös". Gustav beruhigte sie. Kinder lernen und verlernen gleich schnell. In zwei bis drei Wochen wird der Knabe ebenso rein sprechen, wie seine Pflegeeltern. — Nachmittags jedoch mehrten sich die beunruhigenden Symtome des Idylls. Willi schüttete seinen ganzen Nachmittagskaffee über das saubere Kaffeetuch — die altdeutsche Stickerei desselben verblaßt, wenn man es zu häufig wäscht — und als Sophie diktirte, er dürfe nun keinen Kaffee weiter erhalten, so heulte er mörderlich. Sophie hielt sich die Ohren zu. Nein — das Heulen und Schreien mußte der Junge sich abgewöhnen! Sie ertrug das nicht.

Gustav wurde ärgerlich. Mit Kindern muß man Geduld haben! „Was hättest du begonnen, wenn du selbst ein halbes Dutzend Kinder hättest? — Vielleicht bist du es nicht werth, Kinder zu haben, darum hat sie dir der Himmel verwehrt!" — Sophie schwieg betroffen, aber sie warf einen unfreundlichen Blick auf das Kind, welches ihr diese herbe Lektion zugezogen hatte.

Willi fuhr inzwischen fort, die Tante in der raffinirtesten Weise zu ärgern. — Er hatte sich einen Schnupfen geholt und lief unaufhörlich mit einer schmutzigen Nase umher, was Sophie wieder höchst „nervös" machte. Er verstreute ihr feines Schwanenpuder über den dunklen Teppich des Schlafzimmers, er verschleppte ihre Schmucksachen, beschmutzte auf das Ungeheuerlichste seine neuen Kleider, zerbrach binnen zwei Tagen sein neues Spielzeug, aß unmanierlich und griff sehr gerne mit seinen, allezeit schmutzigen Händchen in das Essen hinein. Am dritten Tage war es, als Gustav nach Hause kam und Sophie in Thränen fand. „Das Kind muß aus dem Hause", rief sie, „es ist „ordinär", ist „ungezogen" — ich kann es nicht aushalten damit." Gustav wurde böse. — Er hatte seinem Bruder das Wort gegeben, den Kleinen zu behüten, nicht fort zu lassen. Das Kind blieb! Sophie war außer sich. Niemals war ihr Gatte so strenge gegen sie verfahren; niemals hatte er seinen Willen so herrisch gegen den ihrigen eingesetzt. Und dies Alles hatte sie dem schmierigen kleinen Ungethüm zu danken, dem Willi. Wie böse sie den Kleinen ansah, und er war doch allerliebst trotz seiner Schmutznase. Er lächelte so vergnügt, je mehr sie sich über ihn ärgerte. Doch schien das Kind ihre Unliebe zu fühlen, es hielt sich ihr ferne. Sie hatte es sich so hübsch vorgestellt, daß der Kleine ihr entgegenhüpfen würde, wenn sie nach Hause käme. Aber Willi pflegte ihr gar nicht nahe zu kommen. Wenn sie nach längerer Abwesenheit in das Zimmer trat, begnügte er sich den, ihm von der Magd eingelernten Gruß zu sagen: „Küß d' Hand" und ihr den Rücken zu kehren. Er sprach diese landesübliche Begrüßung ganz im Tone eines Fuhrknechtes und Sophie wurde abermals ganz nervös davon. Eines Nachmittags hatte die Magd außer dem Hause zu thun. Gustav war im Bureau und Willi sollte unter der Obhut der Tante bleiben. „I mog net", rief er weinerlich. „I mog net" — er wollte mit der Magd gehen. Sophie bebte vor Aerger. Der kleine Unhold wagte es, sie nicht zu lieben, er, der doch ganz glücklich sein mußte, eine so vornehme und aufopfernde Tante zu haben. — Er „mochte nicht", wenn sie ihn zu sich rief! — „Man wird dich nicht weiter fragen", sagte sie barsch, nahm das Kind an der Hand und führte es in's Zimmer. Es weinte eine Weile, hielt sich in einem entlegenen Winkel auf und spielte dort mit einigen Papierschnitzeln. Sophie nahm ihren französischen Roman zur Hand, aber sie las zerstreut. Warum liebte das Kind sie nicht — was hatte sie ihm gethan? Warum zog es die Magd vor, die es oft in viel gröberen Worten schalt, als sie, warum den Onkel, der ihm schon wiederholt Ohrfeigen versetzt hatte? Allerdings die Magd schäkerte auch mit dem Kleinen, und Gustav ließ ihn auf dem Knie reiten. Beide aber verfuhren viel unsanfter mit Willi, als sie.

Es nagte im Stillen an ihr, daß das Kind keine Zuneigung zu ihr zeigte. Solch' einen kleinen Racker zu gewinnen konnte doch nicht schwer sein? Sie rief das Kind herbei. Es kam zögernd, widerwillig. „Willst du dich nicht zu mir setzen, Willi," sagte sie sanft. Der Kleine gehorchte. Einen schweren Seufzer ausstoßend, hockte er sich neben sie auf die Ottomane. Was redet man denn mit solch' dummen kleinen Jungen? dachte Sophie. Glücklicherweise befanden sich noch einige Süßigkeiten in ihrer Bonboniere, die sie ihrem kleinen Nachbar anbot. „Küß' d' Hand," erwiderte Willi — es war seine Art zu danken. Aber sie bezwang ihr Mißbehagen auch dann, als sich Willi die Chokoladenplätzchen ordentlich um den Mund schmierte. Geduldig wischte sie das Mäulchen ab und sagte: „Nun giebst du der Tante einen schönen Kuß!" Willi hielt sorgsam seinen Mund hin, aber er küßte nicht wieder und blickte mürrisch zur Seite, während er sich küssen ließ. Dann wischte er sich die Lippen ab. Sie stieß das Kind ärgerlich fort. Es hätte gemeine Neigungen — man müsse es schlagen — sie wollte nichts mehr von dem Knaben wissen. Dennoch zuckte es ihr eigenthümlich heiß durch's Innere, als Willi dem Onkel auch heute zärtlich entgegensprang. Gustav versetzte ihm einen derben Puff wegen der schmutzigen Nase, die ihm Willi entgegenreckte, hob ihn aber dann zum Kronleuchter empor, was den Kleinen in Entzücken versetzte. — Gustav spielte dann mit ihm — dazwischen gab es wieder eine Ohrfeige — aber das Spiel wurde nachher zu beiderseitiger Zufriedenheit fortgesetzt. — Sophie sah dem Allen mit sonderbar gespannter Miene zu — Willi warf auch nicht einen Blick nach der Tante — sie war ganz überflüssig, diese Tante! — Die Spannung zwischen den Beiden wuchs indessen. Das Kind mied sie — wollte nicht neben ihr sitzen — nicht in ihrer Hut bleiben— er fühlte ihre Unliebe. — Sie lächelte anscheinend — aber das Kind machte sie von Tag zu Tag „nervöser". Zudem raubte es ihr jedes Behagen. Es lärmte, wenn sie schlafen, lesen oder Klavier spielen wollte — es bedrohte unaufhörlich ihren eleganten wohlgeordneten Toilettentisch — ihren hübschen Damensekretär, die ganze, zierliche Ordnung ihrer Zimmer. Alle Ermahnungen, Drohungen und Strafen blieben vergebens. Willi konnte nicht anders, als die Thüre zuschlagen, mit den Füßen aufstampfen, brüllen, jodeln, jauchzen — zu Boden werfen, was er in der Hand hielt — nehmen, was nicht für ihn bestimmt war, zerbrechen, was ganz bleiben sollte — und sonst seine Existenz in spektakelhafter und destruktiver Weise bethätigen. Eines Tages ertappte ihn Sophie, wie er mit seinen schmutzigen Stiefelchen — er war soeben in dem nassen Hofe gewesen — auf ihre neue, schöne Ottomane sprang— der Bezug hatte ein Blumendessin, mit blauer Seide verbrämt, und wieder herunter, hinauf, hinab! Sophie gerieth außer sich. „Wie werde ich dich nur los, schreckliches Kind," schrie sie, „denn mit dir ist nicht zu leben. Wie werde ich dich aber los, wie?"

Willi guckte die Tante lächelnd an, das Unerträglichste war, daß der Bengel sich aus ihren Scheltworten nichts machte, wenn Gustav ihn schalt weinte er, sie grinste er an. „Geh' wieder hinab in den Hof, ich mag dich nicht sehen," rief Sophie. Der Kleine ging. Sie sank ganz aufgeregt auf den Divan. Das Kind verbitterte ihr wirklich das Leben— erfüllte wider ihren Willen ihre Gedanken — aber wie sich seiner entledigen. Willi war den Rest des Tages hindurch ganz merkwürdig brav und ruhig. Man merkte ihn gar nicht im Hause. Er spielte mit Papierresten — seine Liebhaberei —, aber er besäte heute nicht, wie sonst, den Fußboden mit winzigen, eigensinnigen, festhaftenden Schnitzelchen — er hockte in einer Ecke und von dort her raschelte es zeitweilig. Wenn er doch immer so wäre! dachte Sophie. Unwillkürlich sah sie nach dem Kinde — dicke Thränen rollten über seine dicken Bäckchen. „Was ist dir?" frug sie betroffen. „Nix," versetzte Willi weinerlich. Als Gustav nach Hause kam, konstatirte er, daß der Kleine einen heißen Kopf habe— auch mochte er nicht essen. Mit einem räthselhaften, tiefinnerlichen Unbehagen beobachtete Sophie das Kind — es würde doch nicht krank werden. Eine Stunde später begann Willi zu husten, in jener schauerlich heisern, trockenen bellenden Weise, welche jedes Mutterherz erstarren macht. Die erschrockenen Pflegeeltern schickten nach dem Arzt, der den Zustand des Kindes als bedenklich bezeichnete. Eine böse Nacht brach herein — die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde. Das Kind glühte im Fieber, rang gräßlich nach Athem. — Sophie war vor Angst und Bestürzung fast sinnlos geworden. War sie es nicht gewesen, die das Kind in den kühlen, feuchten Hofraum hinabschickte, damit es ihr aus den Augen käme? Und sie wußte nicht einmal genau, wie lange Willi unten geblieben war! Hatte sie sich des Knaben nicht entledigen wollen? Und allzu gehorsam legte er sich sogleich nieder, um zu sterben. — Das Blut erstarrte in ihren Adern — ihre Sinne verwirrten sich — wieder überließ sie das Kind Gustav und der Magd — sie hatte keine Gedanken — sie war wie gelähmt!

Gustav war nochmals nach dem Arzt gegangen, obgleich dieser erklärt hatte, es wäre Alles geschehen, was im Bereich der ärztlichen Kunst lag. Die Magd war, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen. Sophie saß allein an Willi's Bettchen. Die angstvoll aufgerissenen verglasten Augen des Kindes schienen sie mit stummem Vorwurf anzusehen.

Bei dem matten Schein der Nachtlampe, in dem düsteren Schweigen der Nacht hatte dieser Kinderblick etwas furchtbar Dämonisches. Sophie fühlte einen gewaltigen, herzerschütternden Ruck in ihrem Innern — ihr war zu Muthe, wie nie vorher, als sollte sie selbst sterben — vergehen! In wahnsinniger Angst riß sie das Kind aus seinem Bettchen, wickelte es in die Decke, preßte es an sich. Ein wilder Strom von Zärtlichkeit brach aus ihrer Brust. Vielleicht stieg in der zitternden umnachteten Seele des todtkranken Kindes eine dunkle Erinnerung an warme liebende Mutterarme auf. Willi schlang seine Aermchen zärtlich um den Hals der Tante.

„Nicht wahr, du willst bei deiner Tante bleiben, Willi, wir wollen uns auch so sehr lieb haben — nicht wahr, du bleibst bei mir?" flüsterte sie.

„Ja, ja," hauchte das Kind mit verklärter Miene, es sprach das Wort ganz rein aus. Sophie nahm ihre hübsche Bonbonniere, ein Andenken aus der Brautzeit: „Da hast du, Willi, aber du wirst gesund." — „Küß d' Hand," sagte Willi, in seinen Dialekt zurückfallend; aber wie süß und herzig erschien ihr das Wort. Das Händchen, mit dem er nach der glänzenden Schachtel griff, war kalt und er vermochte sie nicht zu halten. Die Bonbonniere kollerte zu Boden. Das Kind ließ den Kopf zurücksinken, verdrehte die Augen, röchelte.

„Du darfst, du darfst nicht sterben," schrie sie in Verzweiflung. Sie warf sich über den kleinen Jungen, rieb ihn, küßte ihn, hauchte ihm ihren Athem ein, preßte ihn an sich, bis sie selbst erschöpft zusammensank, ihr die Sinne schwanden.

„Wir sterben zusammen, Willi," dachte sie noch, halb im Traume.

Gustav und der Arzt fanden den Knaben in den Armen der ohnmächtigen Frau.

„Aber das Kind schwitzt ja," sagte der Arzt, „was wollen Sie denn, es ist ja gerettet." — „Und für die junge Frau?" — „O, nur etwas Riechsalz, sonst nichts!"

— — — — — — — —

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sophie eine so ausgezeichnete Mutter werden könnte," sagte Gustav zu seinem Bruder, der gekommen war, um seinen Kleinen zu holen, denn er hatte sich in Amerika verheirathet. In Gustav's Hause fand er zwei kleine Jungen vor, außer seinem Willi noch einen herzigen blonden einjährigen Neffen, das Glück, die Freude seiner Eltern.

„Ja, Sophie hat alle ihre großen Fehler abgelegt," fuhr Gustav fort — „sie hat auch deinen Jungen vortrefflich erzogen — denn — nimm mir's nicht übel — aber er war ein unartiger Bengel, als du ihn zu uns brachtest. Uebrigens ist das Verdienst gegenseitig — denn — wenn Sophie durch ihre Mutterschaft zu einem Engel geworden ist, so hat dein kleiner Racker, der Willi, die Himmelsleiter dazu gehalten."

Myra's Rächerin.

Ein wahres Begebniß.

Mr. Ferdinand Bartley, so hatte sich der große, dunkelbärtige Herr, der mir den Auftrag gegeben, nach einer Photographie das Bild einer Dame zu malen, mir vorgestellt. „Würde die Dame mir nicht lieber persönlich eine Sitzung gewähren können?" war meine natürliche Frage.

„Leider nein — sie ist todt, und diese Photographie ist Alles, was ich an Bildern von ihr besitze — sie war meine Gattin" — so gab Mr. Bartley zurück.

An dem Tage, an welchem das fertige Bild abgeholt werden sollte, klingelte es plötzlich und ich empfing den Besuch eines Modells, das ich ehedem mehrfach beschäftigt hatte. Das Mädchen, mit Namen Julia Horton, einige zwanzig Jahre alt, kam, bei mir um Beschäftigung anzufragen. Während wir noch so miteinander plauderten, kam Julia näher, um meine Arbeit anzuschauen.

In demselben Augenblick aber entfärbte sich ihr Gesicht, und mit dem Finger auf das Portrait hindeutend, schrie sie mehr, als sie sprach, die Worte: „Myra! Guter Gott! Es ist Myra! Was bedeutet das? Kannten Sie sie?" Und hierbei heftete sie ihren Blick auf mein Antlitz, als wollte sie in meinem Innersten lesen, und fuhr fort: „Wann malten Sie das Portrait, Herr Sommerville?"

„Im Laufe dieses Monats."

„Aber wann saß sie Ihnen?"

„Ich habe sie nie in meinem Leben gesehen."

Hier nahm ich die Photographie zur Hand und überreichte ihr diese. Sie blickte das Bild lange Zeit an. Der Rand desselben war fortgeschnitten und die Rückseite fortgerissen worden. So war jede Spur von dem Photographen, der sie angefertigt, vertilgt.

„Wie kommt es, daß Sie Haar- und Gesichtsfarbe so genau wiedergeben konnten?"

„Weil ich die genügende Information von der Person empfing, die mir die Photographie überbrachte, und die das Gemälde noch heute Nachmittag abholen wird.

„Wer ist diese Person?" fragte Julia Horton jetzt mit scharfer Stimme.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich würde hiermit nicht allein einen Bruch professioneller Etiquette, sondern auch den eines gegeben Wortes begehen." — Und dies war die Wahrheit. Denn Mr. Bartley hatte mir, worauf ich damals keinen allzugroßen Werth gelegt, weil derartige Wünsche einem Maler gegenüber nichts Neues sind, gesagt, daß er es aus Gründen vorzöge, daß die ganze Angelegenheit unter uns bliebe; und ich hatte versprochen, seinen Wunsch zu erfüllen.

„Kannten Sie denn das Original des Bildes?" fragte ich jetzt.

„Ob ich es gekannt? Ach meine arme Myra! Meine süße geliebte Myra!" Und hierbei begann die Aermste so bitter zu schluchzen, daß ich sie zu einem Sessel führte. „Hören Sie mich," begann sie nun. „Mein Vater war ein englischer Kaufmann, der in Palermo lebte, als er meine Mutter, eine echte Sicilianerin, heirathete. Myra war meine Pflegeschwester, von meinen Eltern vor meiner Geburt adoptirt. Wir zwei Geschwister, denn als solche betrachteten wir uns stets — liebten einander leidenschaftlich und als unsere Eltern mit Hinterlassung eines sehr geringen Vermögens starben, gingen wir zusammen nach London, um hier unser Brod zu verdienen. Meine Pflegeschwester nahm eine Stellung als Erzieherin nach dem nördlichen England an, während ich selbst das wurde, was ich jetzt bin — eines Malers Modell.

Wir schrieben einander lange, zärtliche Briefe, in denen wir uns unsere Sorgen, Erfahrungen und Hoffnungen gegenseitig mittheilen. Im letzten Herbst jedoch wollte mir der Ton in den Briefen meiner Schwester verändert erscheinen, und plötzlich empfing ich einen kurzen Brief des Inhalts, daß sie verheirateet sei, daß sie jene Stadt, in der sie bisher gelebt, verließe, und daß sie mir bald wieder schreiben würde. Nicht einmal den Namen ihres Gatten gab sie mir an. — Die Zeit verging — Myra schrieb nicht. Ich wurde schwer besorgt um sie.

Eines Abends saß ich fröstelnd in meinem bescheidenen, schlecht erwärmten Zimmer in Lambeth, als das einzige Dienstmädchen des kleinen Hotel garni mir meldet, daß mich eine Dame zu sprechen wünsche. — Es war meine Pflegeschwester. Sie warf sich schluchzend in meine Arme, und ich fühlte, daß sie schwere Herzensqual litt. Ich hob ihr den Schleier auf, und niemals werde ich den Anblick vergessen, der sich mir darbot. Ein furchtbarer Schlag oder Hieb hatte die Umfassung des linken Auges fast geschwärzt und dieses selbst fast geschlossen; die rechte Wange wies eine offene Wunde auf, und die Stirn war mit Schrammen bedeckt.

„Gerechter Himmel"—rief ich aus — wer hat das gethan?"

„Mein Gatte", schluchzte sie.

„Wo ist er?" Sie antwortete nicht.

„Myra! Meine arme Schwester! Dafür soll er bezahlen. Aber wie ist Deines Mannes Namen?" — Sie wollte mir weder diesen, noch irgend etwas über ihn selbst sagen; nur das gestand sie mir, bitter weinend, ein, daß er sie seit Monaten auf das Brutalste behandelt habe.

„O Julia, ich ertrug es, so lange ich konnte; aber nun habe ich ihn verlassen— ich kann nie, nie wieder zu ihm zurückkehren"—seufzte Myra.

Wir schliefen in dieser Nacht Seite an Seite, und ich träumte, daß mein Pflegeschwesterchen sich über mich beugte und mich küßte. Da—als ich erwachte, war Myra verschwunden; auf dem Tische aber lag ein Zettel mit den Worten: „Meine geliebte Schwester! Ich kann Dir nicht zur Last bleiben—und mein Herz—meine Kräfte sind gebrochen. Suche mich nicht. Bevor Du dieses liesest, bin ich Jenem unerreichbar, der mich mißhandelt hat. Versuche zu vergessen und vergieb Deiner Dich bis in den Tod liebenden Schwester Myra."

Ja, Mr. Sommerville, das ist das Bild meiner Myra, meiner Pflegeschwester; und Frauen mit südlichem Blute, wie es in meinen Adern fließt, vergessen oder vergeben nur selten."

Und ein stolzer, entschlossener Blick, der mir das Mädchen für Augenblicke unheimlich erscheinen ließ, begleitete diese Worte.

„Und was war das Ende? fragte ich jetzt.

„Der Fluß", so lautete die in Grabeston gesprochene Erwiderung. Ich identificirte sie der Behörde als Myra Horton.

„Und jetzt — nachdem ich Ihnen Alles erzählt habe, verweigern Sie trotzdem noch, mir seinen Namen zu nennen? Daß Ihr Auftraggeber der Mörder Myra's ist, daran ist nicht mehr zu zweifeln; sagten Sie doch selbst, daß er von ihr als von seinem Weibe sprach."

Es that mir leid, daß ich so viel gesagt hatte, aber ich blieb fest im Verweigern irgend welcher weiteren Auskunft. Julia war hierüber tief enttäuscht und entmuthigt, bis ein Gedanke ihr Gehirn plötzlich zu durchzucken schien und sie mir Lebewohl wünschend, hinausging.

Am Nachmittag selbigen Tages erschien Mr. Bartley und nahm das Bild in Empfang. Er trug es nach wenigen Minuten, in denen er seinen Dank abgestattet und meine Forderung berichtigt hatte, in den unten haltenden Wagen hinein und fuhr davon. — Noch stand ich in meiner Hausthür, bis zu welcher ich den Gatten Myra's begleitet, und war soeben im Begriff, dieselbe zu schließen, als ich einer Frau ansichtig wurde, die eilig einen Fiaker bestieg, welcher dem Landauer Mr. Bartley's folgte. Ein flüchtiger Blick belehrte mich, daß es Julia war.

Am Abend desselben Tages schreckte mich das Geschrei der Zeitungsjungen aus meinem Grübeln auf. Ich sandte meinen Diener nach einem Exemplar hinunter, in welchem ich bald darauf mit Schrecken las:

„Gräßliche Mordthat in Kensington."

Mr. Ferdinand Bartley — ein in den besten Verhältnissen lebender Gentleman, wurde heute Nacht todt in seinem zu Westville Mansions gehörenden Hause aufgefunden. Er lag in einer Blutlache auf dem Boden seines Zimmers, das Herz von einem kleinen italienischen Dolch durchbohrt. Auf dem Leichnam wurde ein anscheinend von einer Frauenhand geschriebener Zettel vorgefunden, der die Worte enthielt: „Von Myra's Rächerin." Von dem oder den Thätern fehlt bis jetzt jede Spur. —

Ich fühlte mich verpflichtet, der Behörde — jedoch unter möglichster Schonung der Mörderin — Anzeige zu erstatten. Trotzdem bekenne ich, bei den Gedanken beruhigt zu sein, daß diese bis zur Stunde den Armen der Gerechtigkeit unerreichbar geblieben ist.

Eine merkwürdige Begebenheit.

In dem Augenblicke, wo die Zerstörung der alten Danziger Festungswälle in Angriff genommen wird, dürfte an eine merkwürdige Begebenheit erinnert werden, die sich einst dort abspielte und die durch das Gardatz'sche Buch „Friedrich der Große und General Chasot" wieder an's Licht gezogen wurde. Im Jahre 1735 begleitete der General Chasot, ein Franzose, den Kronprinzen Friedrich nach Ost- und Westpreußen, welche Reise derselbe von seinem Garnisonorte Ruppin aus etwas widerwillig im Auftrage seines gestrengen Vaters unternahm. Der Prinz verweilte im strengsten Incognito auch kurze Zeit in dem damals in den Händen der Russen und Sachsen befindlichen Danzig. Der 23jährige Königssohn besichtigte die Festungswerke und näherte sich den auf dem Walle befindlichen Kanonen. Trotz dreimaligen Anrufens seitens einer Schildwache kletterte er auf die Bankette der Kanonen, der Posten gab Feuer, und nur dem Adjutanten Buddenbrock, der den angelegten Gewehrlauf in die Höhe riß, war es zu verdanken, daß der Schuß nicht traf. Der Magistrat der Stadt und der Kommandant beeilten sich, dem Prinzen ihre Entschuldigungen zu übermitteln. Der Kronprinz entgegnete: „Der Posten hat recht und ich habe unrecht gehandelt. Schicken Sie mir den braven Burschen zu, ich werde ihn belohnen." — Man frägt sich unwillkürlich: welchen Gang hätte die Weltgeschichte genommen, wenn damals die Kugel der Danziger Schildwache ihr Ziel getroffen hätte!

Bauer und Büreaukrat.

In der Oststeiermark, so erzählt die „Ostdeutsche Rundschau", waren heftige Niederschläge niedergegangen, und die Ueberschwemmung richtete bedeutenden Schaden an, so daß zu dessen Prüfung sich eines schönen Tages in einem Dorfe genannter Gegend auch der Herr Landeshauptmann, Graf W., einfand. Dieser sandte sofort einen Boten zum Gemeinde-Vorsteher mit dem Befehle, er — der Gemeindevorsteher — habe sich auf der Stelle in das näher bezeichnete Gasthaus zu verfügen, da Se. Excellenz ihn zu sprechen wünsche. Der Gemeindevorsteher — ein Bauer von altem Schrot — warf sich in seinen Sonntagsstaat und ging eilenden Fußes dem Gasthause zu. Dort angekommen, trat der gute Mann sofort auf den Landeshauptmann zu mit den jovialen Worten: „Hob wuhl's Vergnügen, 'n Herrn Grafen zu sprechen?"

„Nein" — meinte der Angesprochene, das harmlos dreinblickende Bäuerlein mit wüthenden Blicken durchbohrend und jedes Wort schwarf betonend — „Sie haben nicht das „Vergnügen", den Herrn Grafen zu sprechen, sondern Sie haben die Ehre, vor Sr. Excellenz dem Herrn Landeshauptmann zu stehen!"

Allein unser Bauer ließ sich nicht einschüchtern: „Wenn's ka Vergnüg'n is, nocha is a ka Ehr' — 'mpfehl mi Ihna!" Sprach's, drehte sich auf dem Absatze um und fort war er, die verdutzt dreinblickende Excellenz allein lassend."

Hyperbel.

Unteroffizier: „Wie der Kerl wieder unrasirt aussieht!.. Gegen Sie ist ja ein Stachelschwein die reine Rutschbahn!"

Aus dem Gerichtssaal.

Richter: „War ein Zeuge zugegen, als Ihnen der Angeklagte die Ohrfeige gab?"

Kläger: „Nein — ich hab' sie ihm auch so geglaubt!"

Sehnsucht.

„Von meinem Freund, dem Müller Karl, habe ich schon seit Jahren nichts mehr gehört!.. Wie gerne möchte ich den alten Kerl wiedersehen, ihm die Hand drücken und seine liebe Stimme wieder hören!.. Er ist mir auch noch zwanzig Mark schuldig!"

Damenlogik.

„...Die Emma ist trostlos, daß sie es selbst mit anhören mußte, wie Du, ihre beste Freundin, Dich über ihre Verlobung so gehässig aussprechen konntest. Wie ist so etwas nur möglich?!"

„Das hat sie sich selbst zuzuschreiben. Wenn man sein Lob hören will, darf man nicht von rückwärts kommen!"

Ein alter Barometer.

„Was, Sie haben sich ein Wetterglas angeschafft?! Sie besitzen doch einen Laubfrosch!"

„Ja, aber der ist schon alt und da fällt ihm das Treppensteigen zu schwer!"

Malitiös.

„Warum sind Sie heute so fidel, Herr Triffnirki?"

„Bei mir heute Festtag! Feiere Jubiläum!"

„Welches?"

„Heute fünfundzwanzigsten Hasen geschossen!"

„Gratulire! Also fünfundzwanzigjähriges Jubiläum!"

Aus dem Examen.

„Ist die Hundesteuer eine direkt oder indirekte?"

„Eine indirekte!"

„Weßhalb?"

„Weil dieselbe nicht direkt vom Hunde erhoben wird!"

Ballgespräch.

Herr: „...Ich sage Ihnen, es gibt im Menschenleben Augenblicke...."

Fräulein: „Haben Sie das auch schon bemerkt?"

Merkwürdiges Pech.

Junggeselle: „...Ich war von jeher ein Pechvogel! Alle die Mädchen, die ich aus Liebe heirathen wollte, haben viel zu wenig Geld gehabt!"

Höchster Grad von Zerstreutheit.

Gelehrter (der aus einem Luftballon steigt und seine Brille vermißt): „Sollte ich vielleicht meine Brille oben liegen gelassen haben?!"

Auf dem Hausball.

„Es ist sehr aufmerksam von der Hausfrau, den Damen, die nicht tanzen, inzwischen Kaffee serviren zu lassen!"

„Aha — Mauerblümchenkaffee!"

Anzüglich.

„Weißt Du, Sepp", sagt der Stoppelbauer zu seinem Großknecht, als er ihm von der Seelenwanderung erzählt, „Alles möcht' ich nach meinem Tod wer'n — nur kein Ochs!"

Großknecht: „Gelt, Bauer, Ihr möchtet halt gern auch amal was Ander's wer'n!"

Abgewunken.

Alte Coquette (die von einem jungen Mann aus dem Wasser gezogen wurde): „O ich bin Ihnen ewig dankbar... wie soll ich Ihnen danken... ich..."

Herr: „Bitte, bitte, wollte sowieso baden!"